

Ralph Gerstenberg: Hart am Rand



Ralph Gerstenberg

# Hart am Rand

Kriminalroman

edition  
©opy ©at ©rime

IMPRESSUM

Copyright © 2016  
ebooknews press  
Verlag Dr. Ansgar Warner  
Rungestr. 20 (V)  
10179 Berlin  
ISBN: 9783944953342

Coverbild:  
Robert Agthe  
(cc-by-2.0)

Autorenfoto Coverrückseite:  
copyright © Kirsten Breustedt

*Wir sind viele und wir sind zu zweit  
Wir sind big in Berlin tonight*

Die Sterne

# Mona

Obwohl es nieselte, hatte Feueratze noch keine Lust, nach Hause zu gehen. Er zog die Kapuze seines Anoraks über den roten Haarschopf und nahm einen Schluck aus der Flasche. Die Jungs lagen längst in ihren Betten. Feueratze lächelte zufrieden. Knapp tausend Mark hatten sie in dieser Nacht einkassiert. Zwar tat ihm noch ein wenig die Hand weh, mit der er diesen dicken Mann davon hatte überzeugen müssen, ihm aus dem Weg zu gehen, aber fast tausend Mark in einer Nacht – das musste gefeiert werden!

Doch nun saß er allein auf der Parkbank. Die Glocke der Sophienkirche schlug dreimal und der Klang erinnerte Feueratze an die Kleinstadt, aus der er vor knapp dreißig Jahren hierher gekommen war. Aus der Bar gegenüber drang Musik, sobald die Tür aufging. Greenwich! So hießen die Kneipen heutzutage. Jede Menge Jungvolk. Nichts für ihn.

Die Flasche Korn hatte er vorhin an einem Imbiss gekauft, der die ganze Nacht geöffnet hatte. Aber alleine zu Hause mit einer Flasche Korn ... Da blieb er lieber hier draußen im Freien. Schade, dass Richie nicht da war. Mit dem konnte man immer noch einen trinken, egal, wie spät es war.

Ein Mann in einem Lodenmantel bewegte sich leicht schwankend auf Feueratze zu. Er war unrasiert und trug einen Jägerrucksack auf dem Rücken. In der rechten Hand hielt er einen Katzenkorb. Feueratze hatte ihn noch nie gesehen.

«Ist hier noch frei?», erkundigte sich der Mann, und als Feueratze nickte, stellte er den Katzenkorb auf den Boden, legte seinen Rucksack auf die Bank und setzte sich daneben.

«Ooch 'n Schluck?» Obwohl der Mann irgendwie seltsam aussah, kam Feueratze ein wenig Gesellschaft nicht ungelegen. «Ich heiße Jonathan», sagte der Mann mit einem nord-

deutschen Dialekt, bevor er die Flasche ansetzte.

Feueratze erkannte sofort, dass dieser Jonathan ein Trinker war – so wie er selbst. Er war ihm also nicht unsympathisch. «Bist wohl nich von hier?»

«Aus Oldenburg.»

«Wat is 'n da drin in dem Korb?», fragte Feueratze neugierig, nachdem ihm Jonathan die Flasche zurückgegeben hatte.

«Mona, mein Sonnenstrahl!»

«'ne Katze?»

«Mein einziger Liebling.»

«Lass mal sehen!»

Jonathan schüttelte energisch den Kopf.

«Wat is 'n los, ick will mir doch bloß mal deine Mieze ansehen.»

«Mona hat Angst. Sie kennt sich hier nicht aus. Und Max habe ich schon verloren.»

«Wer is 'n Max?»

«Ihr Bruder. Jetzt ist er fort, weil dieser verdammte Tierarzt das Fenster offen gelassen hat – dieser Katzenschänder!» Das letzte Wort brüllte Jonathan in die Nacht.

«Noch 'n Schluck?», fragte Feueratze und hoffte, ihn damit wieder ein wenig beruhigen zu können. Wenn der hier weiter so rumschrie, dann rief womöglich noch jemand die Bullen.

«Sechs Wochen habe ich Max gesucht», erklärte Jonathan, nachdem er von dem Schnaps getrunken hatte. «Jeden Tag. Habe Zettel aufgehängt und von morgens bis abends systematisch die ganze Stadt durchkämmt. Ohne Erfolg. Erst bin ich meinen Job losgeworden, dann meine Wohnung. Und jetzt sind wir hier, Mona und ich.» Er warf einen liebevollen Blick auf den Katzenkorb.

«Na, du bist ja vielleicht 'n dämlicher Hund. Wegen so 'nem blöden Katzensvieh hast du deine Hütte und deine Arbeit verloren?» Feueratze musterte verständnislos die merkwürdige Gestalt in dem dreckigen Lodenmantel.

«Mona ist das Einzige, was ich noch habe», murmelte Jo-

nathan und blickte gedankenverloren in eine Pfütze.

Verrückt, dachte Feueratze, der Typ hat sie nicht alle. Er spielte mit dem Gedanken, nach Hause zu gehen. Sich nachts im Regen mit einem Irren eine Flasche Schnaps zu teilen – da konnte er sich wahrlich etwas Besseres vorstellen.

«Ich muss mal», verkündete Jonathan und stand auf. «Kannst du so lange auf Mona aufpassen?»

«Na gut», brummte Feueratze und zündete sich eine Zigarette an. Eine rauchen konnte er ja noch. «Nicht da!», rief er, als Jonathan gleich hinter der Bank in den Sträuchern verschwinden wollte, und zeigte ihm das Gebüsch auf der anderen Seite, das seine Freunde und er als Toilette benutzten. Wäre ja noch schöner, wenn hier jeder hinpinkeln würde, wo er wollte.

Während er auf die Rückkehr Jonathans wartete und rauchte, fiel sein Blick immer wieder auf den Katzenkorb.

«Na, Mona», hörte er sich sagen. «Is dit nich 'n bisschen nass da drin? Daran hat dein durchjeknalltet Herrchen wohl nich jedacht. Wollen mal sehn.»

Er öffnete den Deckel. Zwei grüne Augen funkelten ihn an. Mona war schwarz wie die Nacht. Feueratze wollte sie streicheln. Doch bevor seine Hand den Katzenkopf berühren konnte, sprang das Biest aus dem Korb, rannte quer über die Straße und verschwand hinter den Planen eines Baugeüstes.

«Warte doch, du verdammtes Mistvieh!», rief Feueratze ihr hinterher. Er wollte aufstehen, um sie zu verfolgen, aber der Alkohol hatte seinen Körper schwerfällig gemacht. Plötzlich hörte er es neben sich schnaufen. Er drehte sich um und starrte in das wutverzerrte Gesicht von Jonathan. In dessen Hand blitzte blanker Stahl. Feueratze wollte etwas sagen, doch er brachte nur einen gurgelnden Laut heraus. Die Klinge, die in seine Brust gerammt wurde, ließ ihn erstarren. Der nächste Messerstich trennte seinen Körper von seiner Seele.



## Das Attentat

Das Tor der Justizvollzugsanstalt Tegel öffnete sich. Der Kleintransporter einer Installationsfirma verließ das Gelände. Ein Lieferwagen davor wollte eingelassen werden. Hinter ihm schlossen sich die Stahltüren. Feine Regentropfen, die sich auf der Windschutzscheibe meines Volvos sammelten, bildeten einen Schleier, durch den ich das Backsteingemäuer des Eingangs beobachtete. Seit Tagen nieselte es ununterbrochen.

Hannah war fast vollständig hinter ihrer Zeitung verschwunden, die sie vorhin an einem Kiosk gekauft hatte. Seit ungefähr einer halben Stunde standen wir nun schon im Halteverbot und warteten darauf, dass Theo mit einem Koffer in der Hand zum letzten Mal dieses Tor durchquerte. Vier Jahre hatte er dort drinnen verbracht, weil er die Berliner Clubszene mit den chemischen Substanzen versorgt hatte, ohne die die Technobewegung vermutlich kaum aus den Startlöchern gekommen wäre. Er hatte den Speed für die 200 Beats pro Minute produziert und dafür einen ziemlich hohen Preis bezahlt. Vier Jahre hatte ich Theo nur bei gelegentlichen Besuchen im Gefängnis gesehen oder an einigen Wochenenden, an denen er Hafturlaub hatte. Obwohl er im letzten halben Jahr sogar Freigänger gewesen war, hatte die Häufigkeit unserer Treffen kontinuierlich abgenommen. Im sterilen Besucherraum der Haftanstalt wollte keine rechte Stimmung aufkommen, und wenn Theo draußen gewesen war, waren unsere Gespräche regelmäßig im Alkohol ertrunken, so dass es nach zwei Tagen eine ziemliche Strapaze war, ihn zur rechten Zeit einigermaßen nüchtern wieder im Knast abzuliefern. Zum Schluss hatte es zwischen uns eine stillschweigende Vereinbarung gegeben, mit unserem nächsten Treffen bis zu seiner Entlassung zu warten.

Langsam wurde es kalt im Auto. Ich ließ den Motor wieder an und drehte die Heizung auf. Hannah warf mir einen dankbaren Blick zu. Dann stellte ich das Radio ab, das mich nervte, seitdem ich es eingeschaltet hatte, und schob eine Kassette von Tom Waits ins Tapedeck, die ich in Erinnerung an alte Zeiten extra eingesteckt hatte, um unser Wiedersehen zu feiern. Bei den ersten Klängen von *Telephon call from Istanbul* konnte ich sehen, dass Hannah auch damit einverstanden war.

«Schon wieder ein Überfall», sagte sie, gab mir einen Teil der Zeitung und tippte auf einen Artikel mit der Überschrift *Wirte in Angst – Serie von Raubüberfällen auf Berliner Szene-Kneipen reißt nicht ab*.

Seit Wochen hielt eine Bande von „Tresengangstern“ vor allem Besitzer von Clubs und Kneipen rund um die Hackeschen Höfe in Atem. In der Regel kamen sie zu dritt oder zu viert. Einer bedrohte den Barkeeper mit einer Pistole, die anderen hielten die Gäste in Schach. So kassierten sie jedes Mal die gesamten Einnahmen und, wenn sie sich besonders sicher fühlten, auch noch die Wertsachen der Besucher. Die Polizei hatte aus „ermittlungstechnischen Gründen“ eine Informationssperre verhängt und beschränkte ihre Öffentlichkeitsarbeit vorerst darauf, besorgten Gastwirten ihre gemeinsam mit der Hotel- und Gaststätteninnung erarbeitete Broschüre *Geld oder Leben zu empfehlen*. Die enthielt einige Tipps, wie man sich vor einem Überfall schützen konnte – beispielsweise indem man einen großen Hund neben dem Tresen postierte oder zu fortgeschrittener Stunde Gäste nur noch nach Klingelzeichen und Sichtkontrolle einließ. Wirklich nützliche Hinweise also.

«Hast du Axel schon mal gefragt, ob er euch einen Kampf-hund spendiert?», fragte ich Hannah, während ich den Lokalteil wieder zusammen faltete.

«Sehr witzig!»

Axel gehörte das *Submarine*, eine kleine Kellerbar am Hackeschen Markt, in der Hannah arbeitete. Da sich die Täter offensichtlich auf Läden spezialisiert hatten, die in

der so genannten neuen Berliner Mitte gerade angesagt waren, war die Befürchtung nicht ganz unberechtigt, dass sie auch dort demnächst mal auf eine Stippvisite vorbei schauen würden.

«Dass dieser Kerl immer zu spät kommt, selbst zu seiner Entlassung», schimpfte Hannah und hielt die Hände über die Öffnung neben dem Handschuhfach, aus der mittlerweile ein lauwarmer Luftstrom wehte. «Der würde sich selbst auf seiner eigenen Hochzeit verspäten.»

«Vielleicht kann er ja nichts dafür.»

«Natürlich kann er nichts dafür. Ich bitte dich, Henry! Hast du es schon jemals erlebt, dass Theo keine Entschuldigung gefunden hätte? Es gibt immer irgendeinen Grund, für den er selbstverständlich nichts kann. Und wenn alles nichts hilft, lässt er seinen Charme spielen. Der kann doch nicht mal was dafür, dass er eingebuchtet worden ist.» Langsam redete Hannah sich in Rage.

«Sei nicht ungerecht», entgegnete ich. «In den ersten Monaten hinter Gittern hatten seine Selbstvorwürfe beinahe religiösen Charakter. Er hat sogar den Allerhöchsten um Vergebung gebeten. Kannst du dir Theo beim Gottesdienst vorstellen?»

Doch Hannah schien das nicht zu überzeugen. Das letzte Mal, als sie ihn gesehen hatte, war er an einem Wochenende draußen und dementsprechend alkoholisiert gewesen. Ich erinnerte mich noch gut, dass er im *Submarine* vor dem Tresen jede Frau angemacht hatte, die zufällig in seine Nähe gekommen war. Und genauso gut erinnerte ich mich noch an den Blick, mit dem Hannah ihn dabei beobachtet hatte: eine Mischung aus Mitleid und Befremden. In diesem Blick hatte sich Theos ganzes Elend widergespiegelt. Geil, betrunken und erfolglos bei den Frauen – tiefer konnte man nicht sinken.

Dabei hatte Theo Hannah einmal mindestens so nahe gestanden wie mir. Mitte der achtziger Jahre, als auf unserer Seite der Mauer noch regelmäßig die Jahrespläne übererfüllt wurden, gab es für uns nichts, was eine Anstrengung

lohnend hätte erscheinen lassen. Wir lebten in einem künstlichen Vakuum, hatten unser Abitur in der Tasche und ansonsten nichts außer Zeit, die wir größtenteils zusammen verbrachten. Wenn ich heute daran zurückdenke, erscheint mir unsere Beziehung zu dritt so seltsam und unwirklich wie die Welt, in der wir damals lebten. Hannah hat sich als Erste daraus verabschiedet. Sie war realistisch genug gewesen zu kapieren, dass es nicht ewig so weitergehen konnte, und hatte sich in Richtung Westen auf und davon gemacht. Kurze Zeit später hatte Theo einen Studienplatz bekommen, der ihn dazu befähigen sollte, das Zeug herzustellen, für das er dort gesessen hatte, von wo wir ihn jetzt abholten.

Inzwischen hatte Hannah sich wieder beruhigt. Sie kramte einen kleinen silbernen Spiegel aus der Tasche, strich sich ihre halblangen kastanienbraunen Haare zurück und begann sich mit einem dunkelroten Stift die Lippen nach zu ziehen, obwohl die eigentlich schon ganz gut bemalt aussahen. Mittlerweile war es Viertel vor elf. Um zehn hatte Theo entlassen werden sollen.

Während Hannah sich schminkte, beobachtete ich einen Mann vor dem Eingang der Haftanstalt. Er trug keinen Schirm, nur einen Hut, der ihn etwas vor dem Regen schützte, und stand dort bestimmt schon genauso lang, wie wir hier im Auto saßen. Den Kragen hochgeschlagen, eine Hand wie Napoleon vor der Brust in den Mantel geschoben, lehnte er an einem Geländer und harrte fast bewegungslos im Regen aus. Nur hin und wieder entzündete er geduldig eine Zigarre, wenn der Regen, der inzwischen stärker geworden war, wieder einmal die Glut gelöscht hatte. Ich schaltete den Scheibenwischer ein, um ihn besser sehen zu können. Sein Alter war schwer zu schätzen. Er konnte sechzig sein, aber auch siebzig. Die grauen Haare trug er halb lang, dazu einen Dreitagebart und eine Brille. Ich wunderte mich, dass er sich nicht irgendwo unterstellte. Fast hätte man annehmen können, sein stoisches Ausharren bei Wind und Wetter vor dem Gefängnistor sei eine Art Demonstration – für bessere Haftbedingungen, gegen offenen Vollzug oder was weiß

ich. Vielleicht hatte er dem Pförtner eine Mitteilung zukommen lassen, dass er so lange hier stehen blieb, bis die Anstaltsleitung zu einer Anhörung bereit war. Doch je länger ich ihn betrachtete, wie er dort am Geländer lehnte und den Eingang nicht aus den Augen ließ, desto merkwürdiger kam mir der Mann vor. In mir keimte ein seltsamer Verdacht. Womöglich wartete er auf jemanden, mit dem er noch eine Rechnung zu begleichen hatte, jemand, der heute entlassen wurde.

«Ist dir der Mann dort im Regen schon aufgefallen?», fragte ich Hannah.

Sie blickte von ihrem Spiegel auf und sagte: «Na endlich, da kommt er ja!»

«Wer?»

«Na, wer wohl?»

Dann sah auch ich Theo, wie er mit einer Sporttasche über der Schulter uns winkend entgegen lief. Der Mann am Geländer zog etwas unter seinem Mantel hervor. Ohne zu zögern stieß ich die Wagentür auf und brüllte, so laut ich konnte: «Theo, Achtung!»

Im selben Augenblick blitzte es. Ich stand neben dem Auto und konnte nichts anderes tun als zuzusehen, was in wenigen Metern Entfernung vor meinen Augen passierte. Allerdings hatte ich keinen Schuss gehört. Und Theo fiel auch nicht von einer Kugel getroffen zu Boden, sondern lief dem vermeintlichen Attentäter entgegen und umarmte ihn.

«Was ist denn mit dir los?», fragte Hannah und musterte mich skeptisch. "Nichts, ich dachte nur . . . »

«Na komm, gehen wir zu ihm!» Sie nahm die Blumen vom Rücksitz, die sie für Theo gekauft hatte, und stieg ebenfalls aus dem Wagen.

Theo stand noch immer neben dem Mann, der nun in der einen Hand eine Sofortbildkamera hielt und mit der anderen ein Polaroidfoto trocken wedelte. «Das ist für dich, damit du diesen Augenblick nie vergisst, in dem dein neues Leben begonnen hat», hörte ich Theos Bekannten sagen.

Theo betrachtete das Bild, das langsam vor seinen Au-

gen Konturen annahm, und war sichtlich bewegt. Ich konnte mich nicht erinnern, ihn jemals zuvor so gesehen zu haben. Erst als er das Bild sorgfältig in die Tasche gesteckt hatte, schien er uns zu bemerken.

«Hannah, Baby, du siehst ja wieder aus wie Bargeld, komm in meine Arme!», rief er. Nachdem er auch mich ausgiebig an seine Brust gedrückt hatte, stellte er uns dem grauhaarigen Mann vor, der noch immer mit der Kamera in der Hand neben ihm stand: «Das sind Hannah und Henry, meine besten Freunde.»

«Sehr erfreut!»

«Und das ist mein Vater.»

Erst jetzt bemerkte ich, dass der alte Mann die gleiche überdimensionale Nase, das gleiche Kinn und die gleichen Brauen hatte wie Theo. Nur seine Augen wirkten irgendwie größer und heller. Aber das lag vermutlich an der Brille. Außerdem erinnerte ich mich an eine Begegnung mit ihm, die vor ungefähr fünfzehn Jahren stattgefunden haben musste. Damals hatte sich Theo seinen Wartburg geborgt, um mit Hannah und mir an die Ostsee zu fahren. Theos Vater, der seinen Sohn kurz vor der Abfahrt noch in die Geheimnisse des Zweitakters eingeweiht hatte, war damals ein eleganter dunkelhaariger Mann gewesen, der mit weißem Hemd und goldenen Manschettenknöpfen die Motorhaube seines Wagens öffnete und zeigte, wo sich Zündkerzen, Keilriemen und der Wassertank für die Scheibenwaschanlage befanden. Ich glaube, er war für die Kulturarbeit in irgendeinem VEB zuständig gewesen. Irgendwann Anfang der neunziger Jahre hatte ich von Theo erfahren, dass seine Mutter gestorben war und sein Vater, der etwa zur gleichen Zeit seinen Job verloren hatte, kaum noch auf die Straße ging und sich mit Alkohol über den Verlust hinwegtröstete.

«Ich heiße übrigens Richard», sagte er, nachdem er von Theo, Hannah und mir ein Foto gemacht hatte. Dann fuhren wir zusammen in meinem Volvo in Richtung Mitte. Theo wollte vorerst bei seinem Vater einziehen, der in der Auguststraße wohnte.

Richard saß neben mir auf dem Beifahrersitz, hinter uns kicherten Hannah und Theo, Mister Waits grölte: «Let me fall out the window with confetti in my hair», und hin und wieder sang einer von uns mit, fast wie in alten Zeiten. Fast.

«Warum hast du uns eigentlich so lange warten lassen?», fragte ich Theo. «Dein Vater hätte sich im Regen fast den Tod geholt und Hannah wäre beinahe explodiert.»

«Tut mir leid, aber es gab eine Menge Hände zu schütteln. Außerdem musste ich doch noch etwas organisieren, damit Hannah in Stimmung kommt.»

Ich hörte hinter mir einen Korken knallen und bekam am Hals ein paar Spritzer ab.

Hannah kreischte und spottete: «Sag ich doch, wenn ihm nichts mehr einfällt, lässt er seinen Charme spielen.»

«Auf die Freiheit!», rief Theo. «Ich habe zwar keine Gläser, aber ich denke, Schampus kann man auch aus der Flasche trinken.»

Das war Theo. Während andere sich alle erdenkliche Mühe gaben, auf irgendwelchen geheimen Kanälen Alkohol ins Gefängnis zu schmuggeln, kam er mit einer Flasche Champagner wieder heraus. Im Rückspiegel konnte ich endlich wieder das vertraute Grinsen sehen, das ich bei unseren letzten Begegnungen so vermisst hatte.

Die Champagnerflasche machte die Runde und wir fuhren durch die verstopften Straßen am Potsdamer Platz, vorbei an Werbetafeln, Glasfassaden, Bauzäunen und Menschen, die mit hochgezogenen Schultern und starrem Blick den Bürgersteig entlangliefen. Obwohl die Stadt an diesem Tag grau und grässlich aussah, waren wir laut und ausgelassen wie eine Horde von Gymnasiasten am letzten Schultag.

## Ankunft in der neuen Mitte

Hundegebell nach dem ersten Klingeln. Dabei hat bislang alles so gut geklappt. Nachdem ich Theo und seinen Vater nach Hause gebracht und Hannah am U-Bahnhof Rosa-Luxemburg-Platz abgesetzt hatte, fand ich sogar einen Parkplatz in der Dircksenstraße und stellte zudem fest, dass das Haus, welches ich mir ausgesucht hatte, zu den raren Gebäuden in dieser Gegend zählte, das über kein Türschließsystem mit Klingelanlage verfügte. Spätestens da hätte mir eigentlich klar sein müssen, dass mein Glückskonto für den heutigen Tag bereits überzogen war.

Die Tür wurde aufgeschlossen. Der Kläffer entpuppte sich als Dobermannverschnitt. Sofort schoss er auf mich zu und inspizierte, gefährlich knurrend, mein rechtes Bein. Sein Besitzer, der in der rechten Hand eine halb geöffnete Büchse Hundefutter hielt, rief ihn zurück und musterte mich misstrauisch. Ein weiteres schlechtes Zeichen: Der Mann bevorzugte das typische betont unmodische Besserwisser-Intellektuellen-Outfit – Kordhose und Schlabberpullover. Sofort fühlte ich mich absolut overdressed in meiner dunkelgrauen Hose, dem schwarzen Mantel und den frisch geputzten englischen Lackschuhen, die ich mir extra für diesen Job zugelegt hatte. Heute wäre der Secondhandlook, den ich normalerweise bevorzugte, angebrachter gewesen. Aber wer konnte so was ahnen?!

«Guten Tag, mein Name ist Palmer! Tut mir leid, wenn ich beim Essen störe. Ich arbeite für eine Filmproduktionsfirma, die gerne in Ihrer Wohnung drehen würde, selbstverständlich nicht umsonst.»

Nach den letzten Worten dieser Einleitung öffneten sich in der Regel alle Türen. Diese nicht. Der Hund hatte inzwischen das Interesse an mir verloren und forderte seine Mahlzeit, indem er mit den Vorderpfoten auf dem Linole-



umfußboden des Treppenhauses schabte. Der Typ, der ungefähr so alt war wie ich, rührte sich nicht von der Schwelle.

«Wie viel?», fragte er grimmig und rieb sich mit der linken Hand das unrasierte Kinn.

Obwohl mir klar war, dass es ihm nicht ums Geschäft ging, sondern um die Information, um neuen Stoff für kritische Betrachtungen, erklärte ich ihm bereitwillig, dass eine Monatsmiete pro Tag plus Spesen schon drin wären.

Er lächelte säuerlich und legte los: «Kannst du dir eigentlich vorstellen, dass es Leute gibt, die hier einfach nur wohnen wollen und denen euer Fernsehschleiß tierisch auf die Nerven geht? Ständig kommen hier irgendwelche Kamerteams an und denken, ihnen gehört das Haus, wenn sie mit einem Packen Scheine wedeln. Wenn man morgens die Tür aufmacht, stolpert man über lauter Kabel, nachts leuchten einem Scheinwerfer ins Schlafzimmer, ständig fliegen die Sicherungen raus, Komparsen pinkeln ins Gebüsch und sein Fahrrad, das man im Hausflur abgestellt hat, findet man im Hof wieder, weil es nicht ins Bild passt. Dafür müsste man eigentlich eine Mietminderung fordern.»

Die Idee schien ihm zu gefallen, denn er gehörte zweifellos zu jenem Typus von Mietern, an dem sich Verwaltungen und Hausbesitzer die Zähne ausbissen. Wahrscheinlich gab es nur deshalb noch keine Klingelanlage in diesem Haus, weil dieser Mann die Mietergemeinschaft dagegen mobilisiert hatte.

«Und warum kommt ihr alle ausgerechnet hierher, um eure Filme zu drehen?», fuhr er fort und beantwortete seine Frage gleich selbst. «Weil die debilen Konsumzombis der neuen Spaßkultur hier direkt vor der Tür toben. In diesem Viertel gibt es die tollen, gestylten Läden mit den hippen Leuten drin, die alle gleich aussehen. Die ultraschrille Metropole! Klar, dass ihr die als Kulisse braucht für eure super-coolen Filme. Nur gibt es eben noch ein paar uncoole Menschen, die hier einfach nur wohnen wollen und das nicht besonders lustig finden.»

Er sah mich an, als ob ich ihm Leid täte. Ich war ein typi-

scher debiler Konsumzombi der neuen Spaßkultur.

«Na ja, du kannst ja nichts dafür», sagte er schließlich wie zu einem Vollidioten und fügte noch gönnerhaft hinzu, indem er auf die Tür gegenüber wies: «Vielleicht solltest du es mal bei denen versuchen. Ich könnte mir vorstellen, dass die an deinem Angebot interessiert sind.»

Ich ignorierte, dass er mich permanent duzte, betrachtete die Fleischklumpen in der Hundefutterbüchse und nahm mir vor, mich auf gar keinen Fall provozieren zu lassen. Schließlich hatte ich noch etwas vor und wusste aus Erfahrung, dass es absolut sinnlos war, jemandem zu widersprechen, der die Welt durch die von hitzigen Debatten in überfüllten Hörsälen beschlagene Brille eines permanent kritischen Bewusstseins betrachtete. Abgesehen davon hatte er durchaus Recht. Aber wer wollte das zugeben?

«Na dann», verabschiedete er sich und wirkte auf einmal viel entspannter und ausgeglichener. Der Hund war schon in der Wohnung verschwunden und bettelte hinter der Tür um Freibankfleisch aus der Dose.

Also klingelte ich an der Nachbarwohnung, deren Lage für meine Zwecke mindestens ebenso gut war. Das Haus hatte ich entdeckt, als ich in der vergangenen Woche mit der S-Bahn daran vorbei gefahren war. Die Lage war ideal für eine Sexszene zwischen einem Kokaindealer und der sechzehnjährigen Tochter eines Bundestagsabgeordneten. Die Szene sollte auf dem Balkon gedreht werden – mit Blick über die Dächer der neuen Berliner Mitte und dem Fernsehturm im Hintergrund. Das übliche Panorama eben, das man in all den von Klischees nur so strotzenden Berlinthrillern, die derzeit wie am Fließband produziert wurden, bewundern konnte.

Es schien niemand zu Hause zu sein. Sicherheitshalber klingelte ich noch einmal.

Es ist mir ein Rätsel, warum die Produzenten darauf bestehen, das Gleiche immer wieder zu drehen. Wahrscheinlich weil ihnen etwas Entscheidendes fehlt: Fantasie und ein Sinn für Wahrhaftigkeit. Im Grunde wäre es doch prakti-

scher, wenn sie eine Wohnung mieten würden, 200 Quadratmeter im Dachgeschoss mit Parkett und Aussicht auf das neue Berlin, und dort alles filmen würden, was an Russen-, Polen- und Zigarettenmafia-, Kinderporno-, Geldwäscher- und Drogenhändlerschinken so anfällt. Doch ich durfte mich nicht beklagen. Genau dieser Art von Produktionen verdanke ich meinen neuen Job. Location-Scout. Als ich diese Bezeichnung zum ersten Mal hörte, war ich begeistert. Ich wollte schon immer einen Beruf mit einem englischen Namen haben. Headhunter, Webdesigner, Callboy oder Businessman, das klingt doch nach was. Meine früheren Professionen hießen: Student ohne Abschluss, Sozialhilfeempfänger, Möbelträger oder Pizzafahrer.

Location-Scout – die Frau, die dieses Zauberwort zum ersten Mal aussprach, ist heute meine Agentin. Hannah hatte uns im *Submarine* miteinander bekannt gemacht. Sie hieß Alexa und war zehn Jahre jünger als ich. Ich hatte sie auf einen Cuba libre eingeladen und am Ende des Abends ihre Karte in die Tasche gesteckt. So einfach geht das manchmal. Am nächsten Tag hatte ich sie angerufen und meinen ersten Auftrag bekommen. Das war genau zum richtigen Zeitpunkt passiert. Ich war Mitte dreißig und extrem gefährdet, ein Monument des Stillstands zu werden, jemand, den es eigentlich nur noch in Filmen oder Kriminalromanen gibt und der in den Werbetexten immer als sympathischer Loser oder Überlebenskünstler bezeichnet wird.

Ich holte eine meiner Visitenkarten heraus, die ich mir vor kurzem hatte anfertigen lassen, schrieb auf die Rückseite: *Wenn Sie klüger sind als Ihr Nachbar, rufen Sie mich an!*, und steckte die Karte an die Tür, hinter der ich eine Wohnung vermutete, die Alexa interessieren könnte.

Am Anfang war es mir schwer gefallen, für eine Frau zu arbeiten, die genau das Gegenteil von mir war: jung und extrem erfolgreich. Doch da sie bislang mit meiner Arbeit zufrieden war und ich regelmäßig etwas auf mein Konto überwiesen bekam, war ich inzwischen sehr zufrieden mit meiner Chefin. Außerdem konnte sie ganz reizend sein, wenn

sie Zeit dazu hatte. Meistens war sie jedoch im Stress. «Henry, ich brauche eine Top-Location – und zwar vorgestern!» So oder so ähnlich hörte es sich an, wenn mitten in der Nacht oder in aller Herrgottsfrühe mein Telefon klingelte und sie am Apparat war.

Der Soundtrack meines Lebens lief zwar noch immer nicht in den Top Ten, aber ich konnte meine laufenden Kosten bezahlen und hatte manchmal sogar noch was zum Verjubeln übrig. Das war doch schon was. Um meine Flexibilität zu steigern – denn darauf kam es ja offensichtlich an auf dem Arbeitsmarkt der Zukunft, die längst begonnen hat –, hatte ich mir ein Mobiltelefon, einen Gebrauchtwagen und eine neue Garderobe zugelegt. Manchmal kam ich mir schon vor wie einer dieser pomadigen Schnösel, die mittags in den Sushi-Bars rumhingen, in der *Herald Tribune* blättern und nebenbei telefonierten. Zufälligerweise wohnte ich sogar in der Gegend, die solche Leute magisch anziehen scheint – in Berlin Mitte, Oranienburger Straße. Oder wie hatte mein neuer Freund von der kritischen Schule eben so schön gesagt: in der „ultraschrillen Metropole“.

Die Wohnung gehörte Isabel, der Mutter meiner ehemaligen Freundin Alissa, die vor einiger Zeit unter seltsamen Umständen ums Leben gekommen war. Dabei wäre ich beinahe selbst aus dem Rennen geschleudert worden. Der Tod von Liss hatte mich ziemlich mitgenommen und ich konnte es mir kaum vorstellen, in dieser Wohnung zu leben, in der mich alles an die Zeit erinnerte, die wir dort zusammen verbracht hatten. Doch Isabel hatte nicht locker gelassen. Sie selbst konnte die Wohnung nicht nutzen, wollte sie jedoch weder verkaufen, noch an fremde Leute vermieten. Irgendwann hatte ich zugestimmt, dort einzuziehen, zunächst auf Probe, und beschlossen, es als eine Art Therapie zu betrachten.

Mittlerweile lebte ich schon über ein Jahr dort. Achtzig Quadratmeter im Dachgeschoss. Mietfrei! Die Betriebskosten waren zwar wesentlich höher als die Miete für meine alte Wohnung, doch der Ausblick von der Terrasse – vor allem

im Frühjahr, wenn die Bäume im Monbijou Park ihre ersten Blätter bekommen und die Wiesen grüner sind als die Uniformjacken der Polizisten vor der Synagoge – ist schwer zu überbieten. Außerdem gewöhnt man sich an kaum etwas schneller als an Luxus.

Als ich das Treppenhaus in der Dircksenstraße verließ, regnete es noch immer. Ich steckte mein Notizbuch ein, in das ich den Namen des Mieters der Wohnung, die ich mir ansehen wollte, geschrieben hatte, um mir gegebenenfalls seine Telefonnummer über die Auskunft besorgen zu können. Es war vierzehn Uhr. Ich beschloss, etwas zu essen. Um die Ecke befand sich ein kleines Restaurant, in dem es Fish and Chips mit Malzessig gab.

## Kein Haschisch im Puff

«Komm rein», sagte Theo. «Wir haben schon auf dich gewartet.» Er führte mich durch einen Korridor mit vergilbten Blumentapeten und einer schmiedeeisernen Wandgarderobe. Aus einem der Zimmer drang das Lachen von Hannah. Es roch nach den billigen Zigarren von Theos Vater, der eine davon in der Hand hielt, als er mir entgegen kam. Zur Feier des Tages hatte er sich einen Schlips umgebunden und ein weißes Hemd angezogen. Seine Füße steckten jedoch in Pantoffeln. Er nahm mir meinen Mantel ab und hängte ihn an die Garderobe.

«Dann kann das Festessen ja beginnen», stellte er gutgelaunt fest. «Ich werde gleich anfangen zu kochen, denn das Fräulein Hannah muss ja heute Abend leider noch ihren Dienst verrichten.»

«Er will kochen?», fragte ich Theo, nachdem sein Vater in der Küche verschwunden war.

«Keine Angst, er macht nur ein paar Würstchen warm. Den Kartoffelsalat hat er schon heute Nachmittag produziert.» Hannah saß auf einem gelb-grün gestreiften Sofa aus den achtziger Jahren, auf dem eine braune Woldecke lag. Zwei dazugehörige Sessel, die ebenfalls schon ziemlich mitgenommen aussahen, standen um einen verstellbaren Couchtisch herum, der ungefähr zur gleichen Zeit wie die Sofagarnitur in einem ostdeutschen Möbelkombinat seine Geburtsstunde erlebt haben musste. Dem Ensemble gegenüber befand sich eine Hellerau-Schrankwand, in der ein Plattenspieler, ein alter Fernseher und allerlei Krimskrams standen: Porzellanfiguren, ein Pokal vom Betriebssportfest der Kabelwerker von 1979, einer dieser holzgeschnitzten Teller, die DDR-Bürger immer von ihren Ungarn- oder Bulgarienurlaube mitgebracht hatten, eine bauchige Keramikkaraffe mit sechs Bechern und Ähnliches. Die ideale

Location für einen Ostnalgieschinken à la Sonnenallee. Unter den Büchern, die in mehreren Fächern Platz beanspruchten, entdeckte ich ein zehnbändiges Lexikon, billige Klassikerausgaben, einige Romane von Robert Merle sowie Das siebte Kreuz von Anna Seghers. Die Sachen, die sich nicht hinter Glas befanden, waren mit einer dicken Staubschicht überzogen. In einer Ecke stand ein verwaister Ständer für Zimmerpflanzen. Die gelbgrauen Stores passten ausgezeichnet zu der Auslegware, die vielleicht einmal hellbeige gewesen war. Zu dem allgegenwärtigen Geruch der Zigarren von Theos Vater gesellte sich eine abgestandene Note von irgendetwas, das schwer zu definieren war. Das einzige Frische in diesem Zimmer war der Blumenstrauß von Hannah.

«Du weißt, meinem Vater ging es in den letzten Jahren nicht so besonders», sagte Theo leise, als wollte er sich für den Zustand der Wohnung entschuldigen. «Der Tod meiner Mutter hat ihn ziemlich mitgenommen.»

Neben der Blumenvase lag ein in Leder gebundenes Fotoalbum auf dem Tisch, in dem Hannah nun blätterte. Ich setzte mich zu ihr auf das Sofa. Während sie die Bilder betrachtete, lächelte sie hin und wieder: Theo mit kurzen Hosen, weißen Söckchen und einer Schultüte in der Hand oder Theo mit Wanderstock und Tirolerhut vor einem Felsen in der Sächsischen Schweiz, sein Vater in Badehose am Ostseestrand, beim Mundharmonikaspielen oder beim fröhlichen Deklarieren eines Textes während einer Brigadefeier. Bilder aus einer besseren Zeit, zumindest für Theos Vater. Hochzeitsfotos. Theos Mutter war eine dunkelhaarige, zierliche Frau mit zarten Gesichtszügen gewesen. Der Sohn kam eindeutig nach seinem Vater, der inzwischen das Zimmer betreten hatte, eine Schüssel mit Kartoffelsalat auf den Tisch stellte und ankündigte, dass die Würstchen auch gleich soweit seien. Er begann, Messer, Gabeln und Untersetzer zu verteilen.

Dabei wirkte er zerstreut, suchte in Schubfächern nach Servietten, vergaß die Gläser und stieß sich den Kopf an

einer offenen Schranktür. Jedes Hilfeangebot unsererseits lehnte er jedoch rundweg ab. «Immer mit der Ruhe, das haben wir gleich.» Er kratzte sich am Kopf. «Ach ja, die Gläser!»

Seinen glasigen Augen nach zu urteilen, hatte er die Heimkehr seines verlorenen Sohnes schon gebührend begossen. Als sein Blick auf das Foto von seiner Hochzeit fiel, hielt er kurz inne und sagte, ohne lange nachzudenken: «Das war vor 38 Jahren, zwei Monaten und drei Tagen.» Dann verließ er das Zimmer wieder. Aus der Küche drang das Klappern von Geschirr.

«Wird Zeit, dass die Party langsam in Gang kommt», brach Theo das Schweigen und öffnete eine Schranktür, hinter der sich eine Plattensammlung befand.

Bald standen auch die Würstchen, Bier und ein paar Gewürzgurken auf dem Tisch, Glenn Miller swingte im Hintergrund und Theos Vater erhob sein Glas.

«Das Leben ist wie eine Ozeanfahrt», sagte er bedeutungsvoll und blinzelte in unsere kleine Runde. «Peitschende Stürme, Wellenberge und dann wieder strahlend blauer Himmel bis zum Horizont. Manch einer will nach Indien und landet in Amerika, andere, die gerade noch im Salon eines Luxusdampfers getanzt haben, treiben nun auf dem Meeresgrund. Blinde Passagiere in Frachträumen hoffen auf eine Chance in der neuen Welt. Und wer sich einmal auf die Reise begeben hat, kann nicht mehr umkehren. Das erinnert mich an eine Geschichte, die mir mal ein alter Freund aus der Ukraine erzählt hat ...»

Theo räusperte sich. «Vater!»

«Schon gut. Was ich sagen will: Ich freue mich, dass du da bist, Theo, dass ihr da seid, Fräulein Hannah und Henry, und erhebe tiefbewegt mein Glas auf dieses großartige Ereignis.»

Während wir aßen, kam Theos Vater immer mehr in Fahrt. Er verriet uns das Geheimnis seines Kartoffelsalates, das er von seiner Frau hatte: «Keine Zwiebeln und keine Mayonnaise, sondern Salatsauce, Gurken aus dem Spree-



wald, wenig Salz, dafür viel Pfeffer, weißen, wegen der Farbe!« Und er redete viel von seiner Arbeit als Kulturfunktionär in einem VEB, die er offenbar geliebt hatte, denn seine Augen strahlten und seine Wangen glühten, wenn er Geschichten erzählte von irgendwelchen Betriebsfesten, die er organisiert hatte, mit Exportbier und Rotkäppchensekt, selbst verfassten Versen und kabarettistischen Einaktern über den Arbeitsalltag im sozialistischen Wettbewerb. Keine Feier ohne die originellen Einfälle des Kollegen Trepka! Parteipolitischen Aktivisten waren die feuchtfrohlichen Kollektivpartys des agilen Geselligkeitsorganisations allerdinge ein Dorn im Auge gewesen. Fehlender Klassenstandpunkt, Verstöße gegen die Parteidisziplin, wiederholte Kritik an der Betriebsleitung und der führenden Rolle der SED! Das reichte aus, um Theos Vater durch einen politisch zuverlässigeren Kollegen zu ersetzen. Fortan hatte sich der gelernte Bauingenieur ausschließlich seinen Aufgaben in der Produktion zu widmen gehabt. 1990, pünktlich zur Währungsunion, hatte er seine Kündigung erhalten. Doch daran wollte er an diesem Tag nicht denken, ebenso wenig an den Tod seiner Frau. Stattdessen erzählte er Anekdoten von Parteisekretären, denen er Wodka ins Bier geschüttet hatte, um sie von seinem Programm zu überzeugen, und rezitierte Gedichte, die damals zum Stein des Anstoßes geworden waren.

Nachdem Theo die Schallplatte umgedreht hatte und die ersten Töne der *Moonlight Serenade* erklangen, legte sein Vater die Zigarre in den Aschenbecher und erhob sich aus seinem Sessel.

«Das ist Musik, zu der ich früher mit Amalia getanzt habe«, erklärte er, leicht schwankend, und verbeugte sich vor Hannah. «Darf ich um diesen Tanz bitten?»

Hannah wurde in kleinen Kreisen über den Teppich geführt, und Theo holte die Polaroidkamera aus dem Korridor, um die beiden zu fotografieren. Obgleich sein Vater schon einiges getrunken hatte, bewegte er sich mit schlafwandlerischer Sicherheit im Rhythmus der Musik. Dabei blickte er ernst und abwesend in den Raum, in dem er sich mit Han-

nah drehte. Nur manchmal erschien die Andeutung eines Lächelns auf seinen Lippen, als hätte die Musik vor seinem geistigen Auge eine Erinnerung aufblitzen lassen.

Hannah war einen halben Kopf größer als Richard Trepka, zumindest heute, wo ihre Füße in knöchelhohen Schnürstiefeln steckten, die sie schon für ihren Dienst hinter der Bar trug und die einen wunderbaren Kontrast zu den karierten Filzpantoffeln von Theos Vater bildeten. Theo fotografierte auch die Füße des ungleichen Paares. Als das Stück vorbei war, lagen die Polaroids bereits fertig entwickelt auf dem Tisch.

«Vielen Dank, Fräulein Hannah, es war mir ein Vergnügen!» Theos Vater verbeugte sich noch einmal.

«Ganz meinerseits», entgegnete Hannah und warf Theo und mir einen spöttischen Blick zu. «Endlich mal ein Mann, der noch richtig tanzen kann.»

«Durch den Tanz wird die Musik sichtbar, hat mal irgendein kluger Mensch gesagt», erklärte Theos Vater. «Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Es wird noch viel mehr sichtbar, viel mehr!»

Nach diesen philosophischen Betrachtungen des alten Mannes verabschiedete sich Hannah. Theo und ich versprachen, später im *Submarine* bei ihr vorbei zu schauen. Wir räumten den Tisch ab und Theo zeigte mir das Zimmer, in dem er seine Jugend verbracht hatte, ein schmaler Raum mit einem Bett und einem Kleiderschrank. Jetzt stand seine Sporttasche darin, aus der er ein Päckchen Tabak und eine Tüte Haschisch zog.

«Hast du die auch aus dem Knast mitgebracht?»

Wieder konnte ich das altbekannte Grinsen in seinem Gesicht bewundern, bei dem sich seine Nasenlöcher öffneten wie heute Morgen zum letzten Mal die Tür zu seiner Zelle.

«Lass uns abhauen, ich muss jetzt raus hier», sagte er.

Es war schon kurz vor zweiundzwanzig Uhr und mir war von Beginn an klar gewesen, dass er seinen ersten Abend in Freiheit nicht zu Hause verbringen wollte. Ich schlug vor, mit meinem Wagen zu fahren, der nur wenige Straßen ent-

fernt stand. Doch Theo bestand darauf, dass wir ein Taxi nahmen. «Wer weiß, ob du am Ende noch fahren kannst. Und ich bin auf Bewährung draußen. Da will ich mich nicht gleich am ersten Abend betrunken und bekifft hinter dem Steuer erwischen lassen.» Womit er auch gleich angedeutet hatte, welche Highlights der Freizeitgestaltung heute noch auf dem Programm standen.

Sein Vater hatte es sich inzwischen auf dem Sofa bequem gemacht. Er wirkte erschöpft und betrunken, traurig und glücklich zugleich.

«Was hast du jetzt eigentlich vor?», fragte ich, als wir am Hotel Adlon vorbei auf das Brandenburger Tor zufuhren. Regentropfen liefen die Fensterscheiben hinunter. Es sah aus, als würden die Lichter der Stadt darin verschwimmen. Der Pariser Platz war fast menschenleer. Nur ein paar fröstelnde Polizisten vertrieben sich die Zeit vor Gebäuden, die von Scheinwerfern angestrahlt wurden.

Theo, der gerade damit beschäftigt war, sich einen Joint zu bauen, sah mich verständnislos an. «Na, was wohl?»

«Ich meine nicht heute Nacht. Normalerweise hat doch jemand, der aus dem Knast kommt, einen Plan im Kopf – oder offene Rechnungen zu begleichen. Die Tore öffnen sich, die Sonne scheint. Unser Held steht allein auf der Straße und betrachtet blinzelnd die Welt, in der schon wieder jede Menge Ärger auf ihn wartet. Na ja, du kennst doch selbst solche Filme.»

Ich bemerkte den skeptischen Blick des Taxifahrers im Rückspiegel. Er war um die fünfzig und sah aus, als wäre er bereits mit dem Polstersitz seines Fahrzeugs verwachsen. Es schien, als hätte er im Laufe der vielen Jahre auf der Straße unsichtbare Seismographen im Nacken entwickelt und würde sofort spüren, wenn sich hinter seinem Rücken etwas zusammenbraute. Vermutlich hatte das Wort «Knast» sein Alarmsystem in Bereitschaft versetzt. Dabei hatte ich es gar nicht besonders laut ausgesprochen.

«Du machst dir also Sorgen um meine Zukunft.» Theo

steckte den fertigen Joint in die Innentasche seiner Lederjacke. «Da bist du nicht der Einzige. Aber ich kann euch beruhigen. Ich weiß zwar noch nicht genau, was ich tun werde, aber es gibt ein paar Bekannte, die mir einen Gefallen schuldig sind. Bei denen werde ich mich vielleicht mal sehen lassen.»

«Genau so gehen solche Filme dann weiter.»

Er lachte und strich sich mit der Hand durch die Haare, die er jetzt etwas kürzer trug als früher, die aber immer noch nach allen Seiten abstanden, als wäre er gerade erst aus dem Bett gekrochen. Lässig lümmelte er auf dem Sitz und tat so, als betrachte er gedankenverloren die Lichter der nächtlichen Großstadtkulisse, aber ich kannte ihn lange genug, um zu wissen, dass noch etwas folgen würde.

«Außerdem treffe ich mich übermorgen mit einem Verleger, der sich für das Zeug interessiert, das ich im Knast so zusammengeschmiert habe», sagte er schließlich betont beiläufig.

«Du hast ein Buch geschrieben?» Es war ihm tatsächlich gelungen, mich zu überraschen.

«Man kommt auf die seltsamsten Gedanken, wenn man vierundzwanzig Stunden am Tag eingesperrt ist. Wie Pascal schon gesagt hat: „Das Unglück des Menschen ist auf seine Unfähigkeit zurückzuführen, still in seinem Zimmer zu bleiben.“ Unter Umständen ist vielleicht das Glück eines Menschen darauf zurückzuführen, dass er gezwungen wird, die 10 Quadratmeter, die man ihm zubilligt, nicht zu verlassen.»

«Gelesen hast du auch! Ich bin beeindruckt.»

Theo war nicht gerade der Typ, von dem man Schöngestiges erwartete. Oft genug hatte er seinen Kopf allein dazu benutzt, gegen eine Wand anzurennen. Eine künstlerische Neigung oder gar der Sinn für interpretatorische Feinheiten waren mir bislang noch nicht an ihm aufgefallen. Im Gegenteil, als ich noch am kulturwissenschaftlichen Institut eingeschrieben war, hatte er mich oft genug damit aufgezo-gen, dass ich meine Zeit mit Hirnwischerei verplemperte,

während er sich ausschließlich mit naturwissenschaftlichen Fakten beschäftigte.

«Wie soll dein Buch eigentlich heißen? Die Memoiren eines Pillendrehers?»

Theo wackelte mit dem Kopf wie ein Kritiker, dem eine Formulierung seines Kollegen zu undifferenziert war. «*True Crime* nennt sich die Reihe, in der es erscheinen soll. Das ist ein neuer Trend in der Kriminalliteratur. Storys, die nicht an Schreibtischen von irgendwelchen Lohnschreibern ausgedacht werden, die keine Ahnung davon haben, was auf der Straße passiert, sondern von Leuten, die wirklich etwas davon verstehen, Experten sozusagen.»

«Experten wie dich!»

«Zumindest weiß ich, wie es ist, wenn man hinter Gittern sitzt, und wie man sich fühlt, wenn man in den Zeitungen liest, dass diejenigen, die damals die finstersten Deals gemacht haben, heute zum Jetset gehören, Politikern die Hände schütteln und ein Lokal nach dem anderen aufmachen.»

«Du suchst also immer noch den Ärger wie andere Leute das Glück. Kein Wunder, dass die wenigen Menschen, die dich erstaunlicherweise noch mögen, etwas besorgt sind, findest du nicht?»

«Kann schon sein, dass nicht jedem gefällt, was ich geschrieben habe.» Er grinste zufrieden.

Wir fuhren durch den Kreisverkehr auf dem Ernst-Reuter-Platz.

«Sauwetter«, schimpfte der Taxifahrer, der sich inzwischen wieder entspannt und das Radio eingeschaltet hatte – einen Sender, der rund um die Uhr Nachrichten brachte. Der Sprecher hatte gerade verkündet, dass wenig Wetteränderung in den kommenden Tagen zu erwarten sei. Also weiterhin Nieselregen und Temperaturen zwischen fünf und zehn Grad! Nicht gerade typisch für eine Woche mitten im Januar. Das fand auch der Mann im Radio und interviewte einen Meteorologen zu der Frage, ob solche Wetterverhältnisse bereits Vorboten einer drohenden Klimakatastrophe seien. Kein Grund zur Panik, beruhigte ihn die so-

nore Stimme des Wettermannes, aus den Jahren 1804, 1868 und 1902 seien Berichte über ähnliche klimatische Bedingungen in den Wintermonaten bekannt. Allerdings sei es zumindest auffällig, dass sich die subtropischen Einflüsse in den kühleren Jahreszeiten häuften. Ich hatte schon länger den Verdacht, dass es in wenigen Jahren nur noch ein einziges Wetter geben würde, das ungefähr so aussah wie das am heutigen Tag. Gewiß wäre das kein Grund zur Freude, hätte jedoch den Vorteil, dass es ein langweiliges Gesprächsthema weniger gäbe auf dieser Welt.

«Jetzt links», kommandierte Theo.

«Wohin fahren wir eigentlich?», fragte ich. Dem Blick des Taxifahrers im Rückspiegel konnte ich entnehmen, dass er das auch gerne gewusst hätte.

Doch anstatt meine Frage zu beantworten, verkündete Theo: «Wir sind gleich da.» Anscheinend wollte er mich überraschen.

Wenige Minuten später hielten wir vor einer kleinen Bar in Wilmersdorf. Während Theo bezahlte, beobachtete ich eine schwarzhhaarige Frau, die vor der Tür stand und telefonierte. Außer einem engen Lacklederrock, Netzstrümpfen und einer transparenten Bluse, durch die ein schwarzer BH schimmerte, war sie mit nicht viel mehr bekleidet als einem Paar Pumps, das im Regen glänzte. Dieser Januar mochte zwar einer der wärmsten der letzten fünfhundert Jahre sein, aber ein solches Outfit erschien mir dann doch etwas zu luftig für ein Telefonat auf der Straße. Wenigstens waren die Absätze ihrer Schuhe hoch genug, dass sie keine nassen Füße bekam. Als sie meine Blicke bemerkte, lächelte sie mich herausfordernd an. Sogleich wurde sie jedoch wieder von ihrem Gesprächspartner abgelenkt.

«Ja, ich bin da, komm doch vorbei. Klar, hundertprozentig. Okay!», hörte ich sie noch sagen, bevor ich mit Theo das Etablissement betrat, vor dem die Frau stand und telefonierte.

Der Laden war gerammelt voll. Ungefähr zwanzig Männer mittleren Alters drängelten sich in dem winzigen Raum

vor dem Tresen, dazwischen tummelten sich ein paar junge Frauen, die auch nicht mehr an hatten als die Schwarzhaarige draußen im Regen. Mir wurde klar, dass es in diesem Lokal ein paar spezielle Angebote gab, die nicht auf der Karte standen. Theo strahlte mich an. Hinter der Bar zapfte eine Frau mit halblangen rotbraunen Haaren ein paar Biere.

«Theo! Schön, dich zu sehen!», rief sie durch das Gedränge hindurch.

«Hallo, Fiona!», erwiderte Theo. «Das hier ist mein Freund Henry.»

«Hallo, Henry!» An einigen Stiernacken vorbei konnte ich sehen, dass sie mir zuwinkte. Ich winkte über mehrere Schultern hinweg zurück.

«Macht doch mal Platz!», verscheuchte Fiona zwei bierbäuchige Schnauzbärte, die Löcher in die Luft starrten und den Tresen blockierten.

Theo bahnte sich einen Weg und ich folgte ihm.

«Wie lange bist du denn schon draußen?», fragte sie ihn, als wir uns endlich nach ganz vorne durchgekämpft hatten.

«Seit heute vormittag», antwortete Theo.

«Oh, lá, lá, und dann kommst du gleich zu mir?» «Es gibt eben gewisse Prioritäten.» Theo zwinkerte ihr zu und offenbarte einmal mehr das Dunkle in seiner Nase.

«Verstehe! Zwei Biere?» Während sie zapfte, schaute sie immer wieder aus den Augenwinkeln zu uns herüber und lächelte.

Lüsternes Geplänkel mischte sich mit Zigarettenrauch und dem Duft von Rasierwasser und schwerem Parfüm. Obwohl mindestens fünf notgeile Böcke um mich herum von einem Fuß auf den anderen traten und ihre Männerwitze rissen, ohne mich zu beachten, hatte ich das Gefühl, von allen Seiten angestarrt zu werden. Die mussten doch mitkriegen, dass ich nicht hierher gehörte. Aber niemand schien sich an meiner Anwesenheit zu stören. Im Gegenteil. Die Frauen warfen mir provozierende Blicke zu wie die Schwarzhaarige vorhin auf der Straße. Vielleicht war das auch nur das typische Was-hat-ein-Typ-wie-ich-im-Puff-verloren-Gefühl, das

wahrscheinlich jeder kennt, der es abgesehen von allerlei moralischen Bedenken nicht als besonders antörnend empfindet, Sex allein als ein Bedürfnis zu betrachten, das durch die Dienstleistungen einer Branche befriedigt werden kann. Vielleicht bin ich auch einfach nur ein hoffnungsloser Romantiker.

«Theo, wo hast du mich hingeschleppt?», fragte ich, nachdem Fiona uns unsere Biere hingestellt hatte und wir wieder unter uns waren, weil sie sich um die Wünsche anderer Gäste kümmern musste.

«Sei nicht so uncool. Trink erst mal was und rauch einen mit mir, dann wirst du bald lockerer.» Er holte den Joint aus der Tasche und zündete ihn an. «Fiona ist wirklich exquisit», flüsterte er mir ins Ohr, nachdem er ein paarmal tief inhaliert hatte.

«Ist das eine von deinen Bekannten, die dir noch einen Gefallen schulden?»

Anstatt zu antworten, reichte er mir den Glimmstängel. Der Grasgeruch breitete sich rasch aus und legte sich über das Duftgemisch um mich herum.

Trotz der vielen Gäste, die auf Getränke warteten, widmete Fiona uns auf einmal wieder ihre ganze Aufmerksamkeit. Das Lächeln war jetzt allerdings aus ihrem Gesicht verschwunden.

«Theo, könntest du deinem Freund bitte sagen, dass so etwas in meiner Bar nicht geraucht wird.»

Ich stand da mit dem Joint in der Hand wie ein Pennäler, der beim Kiffen auf dem Schulklo erwischt wurde. Theo fing an zu lachen. Einige Köpfe drehten sich zu mir herum. Dieser Laden ging mir langsam gewaltig auf die Nerven.

«Seit wann bist du denn so streng zu deinen Gästen?», fragte Theo, nahm mir den Joint ab und entfernte sorgfältig die Glut von der Spitze.

«Ich muss einfach aufpassen. Ein paar hysterische Ziegen vom Bezirksamt wollen mir die Konzession entziehen. Die sind der Meinung, es sei sittenwidrig, vorne eine Bar zu betreiben und im Hinterhaus stundenweise Zimmer zu



vermieten. Anstiftung zur Prostitution!» Fiona lachte und schüttelte den Kopf über so viel Weltfremdheit in den Amtsstuben. «Die Frauen, die bei mir arbeiten, braucht niemand mehr anzustiften, die haben sich dafür entschieden, ihren Körper zu verkaufen, und das ist ihr gutes Recht, finde ich. Wahrscheinlich hätten diese scheinheiligen Beamtentussis es selbst mal wieder richtig nötig und befürchten nur insgeheim, dass ihre Männer bei mir mehr Spaß haben als bei ihnen zu Hause.» Wenn Fiona sich aufregte, schien jeder Muskel ihres schlanken Halses in Bewegung zu sein. Sie war vermutlich schon über vierzig, doch die Konkurrenz der wesentlich jüngeren Frauen, die vor dem Tresen arbeiteten, brauchte sie nicht zu fürchten.

«Fiona, deine Bar ist eine Institution, die können sie nicht einfach so dichtmachen», beruhigte sie Theo.

«Wenn das wirklich passieren sollte, dann garantiere ich dir, dass die Sexualverbrechen im Bezirk sprunghaft ansteigen. Und jetzt entschuldigt mich bitte.»

Sie lief zum anderen Ende der Theke, wo eine zu stark geschminkte Blondine mit einem schütterten Endvierziger im Schlepptau auf sie wartete. Fiona gab der Frau einen Schlüssel und wünschte dem Mann viel Spaß, woraufhin die beiden unter den neugierigen Blicken aller Anwesenden das Lokal verließen.

«Musst du eigentlich immer jedem Klischee entsprechen?», nörgelte ich ein bisschen in Theos Ohr.

«Wovon sprichst du?»

«Von dem Exknacki, der die erste Nacht in Freiheit natürlich unbedingt mit einer Frau verbringen muss, und wenn sich nichts anderes ergibt, eben ins Bordell geht.»

«Psst.« Mit übertriebener Geste legte Theo einen Finger auf seine Lippen. «Fiona kann ziemlich ungemütlich werden, wenn man ihre Bar so bezeichnet.»

«Die ganzen Frauen sind wohl nur hier, weil sie ungeheuer scharf darauf sind, mit einem dieser Proleten eine Nummer zu schieben?»

«Immerhin können sie sich aussuchen, wen sie mit aufs

Zimmer nehmen. Fiona kassiert lediglich einen Teil der Einnahmen als Miete. Ansonsten ist das hier eine ganz normale Bar.»

«Mein Gott, du klingst ja schon so, als wärst du ihr Pressesprecher! Woher kennst du sie eigentlich?»

«Fiona?»

«Redet ihr gerade über mich?» Fiona, die soeben noch mit einem Typen in Schlips und Anzug geflirtet hat, dessen Frau womöglich im Bezirksamt daran arbeitete, den Laden dichtzumachen, stand plötzlich wieder vor uns an der Theke. Sie hatte wirklich Talent darin, jedem in der Bar das Gefühl zu vermitteln, dass sie ihm mehr Aufmerksamkeit widmete als allen anderen Gästen. Kokett klimperte sie mit den Lidern. Ihre makellos weißen Zähne strahlten effektiv zwischen morellenrot bemalten Lippen.

«Ich erkläre meinem Freund Henry gerade, dass wir schon seit vielen Jahren miteinander befreundet sind», erläuterte Theo.

«Wir haben uns auf Anhieb verstanden«, bestätigte Fiona und beugte sich über den Tresen, als wollte sie Theo ihre Brüste präsentieren – als kleine Aufmerksamkeit oder aus Erinnerung an die alten Zeiten. «Vielleicht lag das daran, dass wir eine ähnliche Art hatten, unsere Geschäfte abzuwickeln. Theo bezahlte die Mädels mit seinen Pillen und ich die Männer mit dem, nun ja, was Gott mir gegeben hat. Wir brauchten beide kein Geld, um das zu bekommen, was wir wollten.»

«Naturalien gegen chemische Substanzen, verstehe.» Ich verfolgte die unsichtbare Linie von Theos Pupillen zu Fionas Dekolleté.

«Übernimmst du für eine Stunde die Bar?!», rief Fiona, der sein Blick ebenfalls nicht verborgen geblieben war, einer Kollegin mit gepierctem Bauchnabel zu und angelte sich, ohne eine Antwort abzuwarten, einen Schlüssel vom Brett.

Theo legte seinen Arm um meine Schulter und redete leise, aber bestimmt auf mich ein: «Jetzt steh nicht rum wie bestellt und nicht abgeholt, wir sind hier, um uns zu amü-

sieren. Verstanden?! Also vertreib dir gefälligst die Zeit mit einem der Mädchen. Wie findest du die Kleine, da in der Ecke? Ich bezahle – alles klar!?» Dann führte er Fiona zur Tür. Neidische Blicke folgten ihnen, bis sie auf der Straße verschwunden waren.

Das kann dauern, dachte ich und schaute auf die Uhr. Es war schon halb zwölf. Ich bestellte noch ein Bier und suchte mir einen Platz an einem Tisch, der sich etwas abseits von der Theke befand. Ich brauchte eine Ecke für mich, um mal durchzuatmen. Erst als ich mich bereits gesetzt hatte, bemerkte ich die Schwarzhaarige von der Straße. Sie hockte auf dem Fußboden und sammelte Lippenstifte, Portemonnaie und eine Haarbürste ein, die aus ihrer Handtasche gefallen waren. Nachdem sie alles wieder verstaut hatte, setzte sie sich mir gegenüber und nahm eine Zigarette aus einem silbernen Etui. Ich gab ihr Feuer. Sie bedankte sich. Ihre Stimme klang tief und rauchig, wie die von Lauren Bacall. Und erneut erschien dieses selbstsichere und herausfordernde Lächeln auf ihren Lippen.

«Lass mich raten, du leidest unter Kaligynephobie und bist nur aus therapeutischen Gründen hier«, sagte sie und blies den Rauch in meine Richtung.

«Kali... was?»

«Kaligynephobie – die Angst vor schönen Frauen.»

«Genau.» Ich konnte meine Überraschung nicht verbergen. Eine Erweiterung meines Vokabulars hätte ich an diesem Ort nicht erwartet. Meine Irritation schien sie zu amüsieren.

«Und du finanzierst dir auf diese Weise dein Psychologiestudium», erwiderte ich schließlich, um etwas zu sagen und nicht wie ein Depp dazusitzen und sie nur anzustarren.

«Zurzeit mache ich eine Zusatzausbildung als Domina. Falls du also mal jemanden brauchst, der dich fesselt, knetet oder stranguliert ...»

«Besten Dank, damit habe ich bereits Erfahrung.»

Jemand hatte mal versucht, mich mit einem Strick um den Hals an die Decke zu binden. Seitdem ist mein Bedürf-

nis nach SadoMaso-Fesselspielchen, wenn es jemals in meinem Unterbewusstsein existiert haben sollte, ein für allemal gestillt.

«Überleg's dir. Ich bin gut. Ich streichle deine Seele.»

«Bestimmt nicht, aber das Fetisch-Outfit steht dir sicher hervorragend.»

«Na, das ist doch schon ein Anfang.»

«Ein Anfang wovon?»

«Von einem Gespräch, wie es in einer solchen Bar geführt wird. Oder willst du mir erzählen, dass du nur hier bist, weil dein Freund dich mitgebracht hat?»

Vielleicht war es dieses ironische Lächeln, das mich faszinierte, oder ihre selbstbewusste Art, mich herauszufordern. Jedenfalls hatte ich zum ersten Mal seit dem Tod von Alissa das Gefühl, dass eine Frau mich durcheinander brachte. Dass sie eine Nutte war und sich aus geschäftlichen Gründen mit mir unterhielt, spielte dabei nicht die geringste Rolle.

«Ist aus deiner Verabredung von vorhin nichts geworden?«, fragte ich sie direkt.

Doch das ging ihr offenbar etwas zu weit. Statt zu antworten, stellte sie nur fest: «Du bist neugierig, aber unentschlossen, weil du glaubst, ein solcher Laden entspricht nicht deinem Niveau. Stimmt's?»

«Kann sein, und weißt du, was ich noch glaube?»

Sie sah mich erwartungsvoll an. «Dass du genauso wenig hierher passt wie ich.»

Enttäuscht verdrehte sie die Augen. «Ich hoffe, du entdeckst jetzt nicht deinen Helferkomplex. Die Nummer ist nämlich öde.»

Sie kramte in ihrer Tasche und holte eine silberne Dose heraus.

«Wie heißt du eigentlich?», fragte ich sie.

«Luzia.»

Aus der Dose nahm sie eine Pille, die so aussah wie die Dinger, die Theo früher produziert hatte. «Darf ich?»

Mit einem Schluck von meinem Bier spülte sie die kleine

bunte Kugel runter.

«Das hat Fiona aber gar nicht gerne.»

«So?» Sie strich sich langsam eine schwarze Strähne hinter das rechte Ohr. Dabei benutzte sie mein Gesicht wie einen Spiegel. Sie schaute es an, um die Wirkung ihrer Geste zu überprüfen. Dann reichte sie mir die silberne Dose. «Willst du auch eine? Vielleicht hilft das.»

Ich schüttelte den Kopf. «Lieber nicht, ich leide unter Neopharmaphobie.» Genervt verzog sie das Gesicht. «Ist es nicht anstrengend, immerzu originell zu sein?», fragte sie schließlich, warf die Pillendose in ihre Handtasche und stand auf.

Sie zog sich eine enge Lederjacke über, verabschiedete sich von der gepiercten Dame hinter dem Tresen und verließ, ohne sich noch einmal zu mir umzudrehen, die Bar.

Während ich sie dabei beobachtete, wie sie versuchte, ein Taxi anzuhalten, ärgerte ich mich über den Blödsinn, den ich gerade geredet hatte. Doch es gehört wohl zu den Gesetzmäßigkeiten dieser Welt, dass man idiotisches Zeug von sich gibt, wenn man zum ersten Mal einer Frau begegnet, die einem gefällt. Ihr Job erleichterte die Sache auch nicht gerade. Wie flirtet man mit einer Prostituierten? Obwohl ich das Gefühl hatte, etwas versäumt zu haben, war es irgendwie auch komisch und entbehrte nicht einer gewissen Absurdität, dass ich enttäuscht war, weil sie mich sitzen gelassen hatte. Schließlich hatte ich keinerlei Anstalten gemacht, mit ihr ins Geschäft zu kommen. Und sie war ja nicht hier, um sich zu vergnügen oder jemanden kennen zu lernen, der etwas anderes von ihr wollte, als sich für Bares bei ihr zu erleichtern.

Aber ich konnte einfach nicht aufhören, ihr hinterher zu starren. Wie sie da mit hochgeschlagenem Kragen im Regen zwischen den parkenden Autos auf der Straße stand und ihre schwarzen Haare vom Wind zerzaust wurden. Warum lief ich ihr nicht nach und lud sie auf ein Glas in ein anderes Lokal ein? Weil sie mich ausgelacht hätte. Warum ließ ich mir nicht wenigstens ihre Telefonnummer geben? Sie hatte mich nicht einmal nach meinem Namen gefragt. Warum auch?

Ein Taxi hielt vor der Bar, sie stieg ein und ich schaute noch eine ganze Weile durch die Glastür auf die leere Straße, so lange, bis ein zufriedenes und glückliches Grinsen über mir auftauchte. «Na, hast du dich gut amüsiert?», fragte Theo und kicherte mit Fiona im Duett. Offensichtlich hatten sie sich den Joint geteilt.

## Ein Vampir im Spiegel

Als ich aufwachte, hatte ich ein Gefiepse im Ohr. Zunächst hielt ich es für eine Wahrnehmungsstörung, die ich auf den zweifellos noch vorhandenen Alkohol in meinem Blut schob. Doch das Geräusch verschwand, wenn ich mir die Ohren zuhielt. Also konnte es nicht in meinem Kopf sein. Ich öffnete die Augen und erblickte zuerst die graue Wolkendecke am Himmel, für die ich an diesem Morgen Gott dankte – ein Sonnenstrahl hätte mich vermutlich zu Staub zerfallen lassen. Dann sah ich den Wecker auf dem Boden neben der Matratze, auf der ich lag. Ein gezielter Schlag – und es hatte sich ausgefiepst. Das war das Gute an der altmodischen Technik, man konnte sie fast im Schlaf bedienen. Dennoch war ich plötzlich hellwach. Ich erinnerte mich, warum ich den Wecker gestellt hatte, obwohl ich mich wunderte, dass ich nach der gestrigen Orgie noch dazu in der Lage gewesen war. Nachdem Theo sich überschwenglich von Fiona verabschiedet hatte, waren wir mit einem Taxi ins Submarine gefahren, wo wir den Abend – oder besser: den Morgen – mit allen erdenklichen alkoholischen Getränken, die uns Hannah auf Kosten des Hauses mixte, und mit Erinnerungen an gemeinsam verbrachte Zeiten hatten ausklingen lassen.

Es war bereits zwölf Uhr, als ich von der Matratze aufsprang und ins Bad rannte. In einer halben Stunde war ich mit Hannah verabredet, und ich erinnerte mich noch genau, dass ich ihr vor unserem Abschied im *Submarine* hoch und heilig versprochen hatte, pünktlich zu sein. Ich wusste ja, wie sehr sie es hasste, auf jemanden zu warten.

Ein Blick in den Spiegel verriet mir, dass ich mich nicht nur wie eine Schnapsleiche fühlte, sondern auch so aussah: ein rotes Delta geplatztter Äderchen in den Augen, dunkle Ränder darunter, Krähennestfrisur und so blass wie Klaus Kinski in *Nosferatu*!

Ich stellte mich rasch unter die Dusche und putzte mir beim Kaffeekochen die Zähne. Nebenbei holte ich mir ein schwarzes T-Shirt aus dem Schrank, zog ein armygrünes Sweatshirt mit V-Ausschnitt darüber, schlüpfte – passend zum Wetter – in meine schlammfarbene Jeans und entschied mich für ein dunkelgrau kariertes Secondhandsakko, dessen Ärmel mir etwas zu kurz waren. Den Kaffee trank ich im Flur, während ich mir die Schuhe anzog. Dann warf ich mir einen Schal um den Hals, knöpfte den obersten Knopf des Sakkos zu und verließ kurz vor halb eins die Wohnung.

Selbstverständlich nieselte es, als ich auf die Straße trat. Mit hochgeschlagenem Kragen lief ich an der Synagoge vorbei. Die Polizisten, die sie bewachten, blickten trübsinnig unter den schwarzen Schirmen ihrer in die Stirn gezogenen Mützen hervor. Ich bog in die Tucholskystraße ein, rannte schräg über die Fahrbahn auf einen Laden für koschere Lebensmittel zu und bemerkte den Blick einer jungen Frau mit kurzen roten Haaren, die in einem Café saß. Sie trank einen Espresso, vergaß ihre aufgeschlagene Zeitung und schaute hinter mir her. Vielleicht, dachte ich, während ich weiterhastete, überlebte mein Bild in ihrem Gedächtnis ein paar Sekunden. Vielleicht dachte sie noch an mich, während ich daran dachte, dass sie daran denken könnte. Seltsame Gedanken hatte man manchmal, wenn man aus dem Schlaf gerissen wurde, seinen Kater spazieren führte und die grauen Zellen die Geschwindigkeit nicht mithalten konnten, die der Rhythmus der Lebens einem abverlangte.

Beinahe pünktlich öffnete ich die Tür zu dem Laden, in dem ich mit Hannah verabredet war.

«Da bist du ja», rief sie mir anstelle einer Begrüßung zu. Sie stand mitten in einem halbdunklen Raum, dessen Wände gefliest waren, vermutlich handelte es sich um eine ehemalige Fleischerei. Die beiden Männer, mit denen sie sich unterhalten hatte, vergaß sie vor lauter Aufregung vorzustellen.

Den einen kannte ich, Ulli, ein Barkeeper aus dem Oxy-



*moron*. Hannah hatte gestern erzählt, dass sie sich gemeinsam mit ihm selbständig machen wollte. Ich vermutete, dass die Beziehung der beiden nicht nur geschäftlich war, auch wenn ich dafür keinerlei Beweise hatte. Doch bereits der Verdacht genügte, dass ich ihn nicht mochte, genauso wenig wie all die anderen Typen, mit denen Hannah einmal etwas gehabt hatte. Obwohl die Affäre zwischen Hannah und mir nur sehr kurz gewesen war und bereits über ein Jahrzehnt zurücklag, war ich immer noch eifersüchtig, wenn sie einen anderen Liebhaber hatte. Es war zwar albern, aber ich glaube, Theo ging es ganz ähnlich.

Der zweite Mann war Mitte vierzig und nicht sehr groß. Er pflegte einen Dreitagebart, dessen Haare in etwa so lang waren wie die grauen Stoppeln, die sich in geordnetem Rückzug zu seiner hinteren Schädelhälfte befanden. Wahrscheinlich rasierte er sich zweimal pro Woche rundum. Seinen Bauch versteckte er unter einem weiten gelb-grünen Hemd, das er über eine kunstvoll zerschlissene Jeans gezogen hatte. Seine Füße steckten in orangenen Turnschuhen, die teuer aussahen. Mehrere Ringe zierten seine fleischigen Ohren. So wirkte er wie ein Berufsjugendlicher, der nicht bemerkte, dass er sich langsam, aber sicher zu einer Karrikatur seiner selbst entwickelte. Ich meinte mich zu erinnern, ihn schon einmal gesehen zu haben. Einer von diesen selbsternannten Stars der neuen Party-Szene, glaubte ich, die in den Clubs von Berlins Mitte den letzten Rest vom Erbe der Subkulturen verscherbelten. Ich nickte ihm und Ulli kurz zu, während Hannah mich an der Hand bereits durch die Räume führte. Ihr halblanges Haar hatte sie nachlässig mit zwei Gummis zu Zöpfen gebunden, die wie kastanienbraune Staubwedel vor meiner Nase tanzten.

«Na, wie findest du das?», wollte sie wissen, fuhr jedoch, ohne eine Antwort abzuwarten, sogleich fort: «Du musst dir natürlich vorstellen, dass diese Wand hier durch eine Plexiglasscheibe ersetzt wird, durch die man einen wunderbaren Blick auf den Danceroom hat.» Sie führte mich nach hinten, in den größten der Räume, der sicher einmal als

Lager für Schweinehälften und Rinderviertel gedient hatte. «Hierher kommt der Tresen, da drüben werden wir ein paar Schalensessel und Plastiktische hinstellen. In die Decke soll ein ovaler Spiegel eingelassen werden. Die Wände bemalt ein Künstler mit Jugendstilornamenten. Verstehst du? Die Playboy-Ästhetik der Siebziger kombiniert mit Elementen der Salonkultur der zwanziger Jahre.»

«Interessant», murmelte ich und rieb mir das Kinn.

«Mehr hast du dazu nicht zu sagen, du verdammter Ignorant?», rief sie aufgebracht. «Ich dachte, du würdest vielleicht begeistert sein, mich ermutigen, Fragen stellen, Zweifel äußern, was weiß ich! Was glaubst du eigentlich, warum ich dich bei der Besichtigung dabeihaben wollte?»

«Hannah, entschuldige, schalte doch bitte mal einen Gang runter. Damit ich eine Chance habe, hinterher zu kommen. Ich bin eben erst aufgewacht.»

«Ach Gott, ja!» Mit gespielter Mitleid sah sie mich an. «Du siehst wirklich beschissen aus.» Ihr rechter Nasenflügel vibrierte – ein untrügliches Zeichen dafür, dass sie ziemlich geladen war.

Ulli, der uns mit dem Mann, den ich nicht kannte, inzwischen gefolgt war, grinste mich an.

«Und wer hat die Drinks gemixt, die mich so zugerichtet haben?», fragte ich.

Aber Hannah war inzwischen derart in Fahrt, dass sie nichts und niemand mehr stoppen konnte. «Ich kenne Typen, die trinken zehn, ach was, zwanzig davon und niemand merkt ihnen am nächsten Morgen – ich betone: Morgen! – etwas an.»

«Tut mir leid, dass ich so ein Schlappschwanz bin.» Ich verließ den Raum, ohne ein weiteres Wort zu verlieren. «Ja, verpiss dich, dann kannst du wieder in Ruhe um dich selbst kreisen! Das ist ja wohl deine Lieblingsbeschäftigung!», hörte ich Hannah noch hinter mir toben.

Wütend schmiss ich die Tür hinter mir zu. Ich fühlte mich ungerecht behandelt, aber es tat mir auch weh, Hannah so stehen zu lassen. Ihre Nervosität und Dünnhäutigkeit über-

raschten mich allerdings. Von Theo und mir war sie einiges gewöhnt. Und normalerweise war es eigentlich nicht ihre Art, so schnell die Fassung zu verlieren. Bislang hatte sie kaum von ihrem zukünftigen Club gesprochen. Und ich hatte nicht nachgefragt, weil ich das Gefühl hatte, dass sie selbst damit anfangen musste. So war es gewiss auch ein Beweis ihrer Nähe und ihres Vertrauens, dass sie mich bei der Besichtigung dieser Räume hatte dabeihaben wollen.

Einen Augenblick blieb ich stehen und überlegte, ob ich umkehren und mich bei ihr entschuldigen sollte, lief dann aber doch weiter und nahm mir vor, mich künftig mehr um sie zu kümmern.

Als ich das Café betrat, war die rothaarige Frau, die mich vorhin durch die Fensterscheibe beobachtet hatte, nicht mehr da. Nur ihre leere Espressotasse stand noch auf dem Tisch. Die Zeitung, in der sie geblättert hatte, lag zusammengefaltet daneben. Ich setzte mich auf den Stuhl, auf dem sie gesessen hatte, schaute auf die regennasse Straße und bestellte Toast mit Käse und einen Milchkaffee. Ein paar Touristen mit Basecaps und bunten Schirmen huschten am Fenster vorbei.

Bevor der Kaffee kam, klingelte mein Mobiltelefon. Eigentlich rechnete ich mit einem Anruf von Alexa – wegen der Wohnung, die ich gestern hatte besichtigen wollen. Der Drehtermin rückte näher. Aber es war eindeutig Theos Bariton, der da noch etwas verkrächzt, als hätte er heute Morgen mit Whisky gegurgelt, aus der Ohrmuschel schnarrte.

«Henry?»

«Morgen Theo, wie fühlt man sich nach einer durchzechten Nacht?»

«Du musst unbedingt herkommen!»

«Was ist denn los?»

Seine Stimme klang trotz des versoffenen Timbres irgendwie verhalten und beinahe wehleidig.

«Du musst unbedingt herkommen!», wiederholte er.

«Okay», sagte ich. Schließlich befand sich die Wohnung seines Vaters gleich um die Ecke. «Lass mich nur erst zu

Ende frühstücken. In einer halben Stunde bin ich da.»

«Henry, ich will dich nicht unter Druck setzen, aber es ist etwas passiert.»

«Und du willst nicht am Telefon darüber sprechen.»

«Nein!»

«Du kannst einem ja richtig Angst machen. Also gut, ich bin gleich bei dir.»

Ich nahm noch einen Schluck von dem Milchkaffee, der gerade gebracht wurde, belegte eine Toastscheibe mit Käse, klappte die andere darauf, bezahlte und ging.

Meine Seele hatte sich immer noch nicht blicken lassen. Wahrscheinlich zog sie es vor, bei diesem Wetter im Bett zu bleiben. Das hätte der Rest von mir auch gerne getan. Stattdessen stand er nun vor der Tür in der Auguststraße, würgte den letzten Bissen von dem trockenen Toast herunter und drückte auf den Klingelknopf.

Theos Kopf erschien im Türspalt. Er hatte eine ähnliche Strubbelfrisur wie der Typ, den ich heute Morgen im Spiegel gesehen hatte. Auch die Blässe in seinem Gesicht kam mir irgendwie bekannt vor.

«Gott sei Dank!», sagte er und ließ mich herein. In der Hand hielt er ein Wasserglas, auf dessen Boden eine Tablette zerfiel.

«Wo brennt's denn?»

Statt zu antworten führte er mich ins Wohnzimmer. Auf dem Tisch lagen noch das Fotoalbum, die Polaroidkamera und die Bilder, die Theo von Hannah und seinem Vater beim Tanzen gemacht hatte. Daneben standen eine fast volle Flasche Bier und ein Aschenbecher mit einer angerauchten Zigarre auf der Ablage. Obwohl es draußen nicht gerade hell war, wirkte die Wohnung bei Tageslicht noch verstaubter, vergilbter und vergammelter als gestern Abend.

Theo sagte noch immer nichts. Er nickte nur kurz in Richtung des Sofas, auf dem sein Vater bei unserem Abschied gelegen hatte.

«Soll ich dir beim Aufräumen helfen?», fragte ich schließlich, um ein bisschen voranzukommen.

«Er ist weg», sagte Theo, schüttelte das Glas und blickte traurig und abwesend in die trübe Flüssigkeit.

«Wer?»

«Mein Vater.»

«Und wo ist er?»

«Keine Ahnung.»

So ratlos hatte ich Theo noch nie gesehen. Als er mich anschaute, kam ich mir vor wie ein Internist, von dem eine schicksalsentscheidende Diagnose erwartet wurde. Dabei war ich eigentlich derjenige, der Fragen stellen sollte, fand ich.

«Vielleicht hatte er einen Termin», versuchte ich ihn zu beruhigen. «Sicher wollte er dich heute Morgen nicht wecken.»

Statt etwas zu erwidern, führte Theo mich ins Schlafzimmer. Als ich den Raum betrat, stieß ich mit dem rechten Fuß gegen eine leere Schnapsflasche, die daraufhin unter das Doppelbett rollte. Die Türen des Kleiderschranks standen weit offen. Hosen, Hemden, Jacken, Strümpfe lagen durcheinander auf dem ungemachten Bett. Der Inhalt mehrerer Schubfächer war auf dem Fußboden verteilt worden. Eine Nachttischlampe war heruntergefallen und zu Bruch gegangen, ebenso ein Bild von Theos Mutter.

Theo hob es auf und entfernte das zersprungene Glas aus dem Rahmen.

«Hier sieht's ja wüst aus», stellte ich überflüssigerweise fest.

«Es ist meine Schuld», sagte Theo und stellte das Bild zurück auf den Nachttisch.

«Ich glaube, ich kann dir nicht ganz folgen.»

«Das Manuskript ist auch verschwunden.»

«Dein Buch, von dem du mir gestern erzählt hast?»

Er nickte und nahm einen Schluck aus dem Glas, das er immer noch wie einen Drink in der Hand hielt.

«Dann ist doch alles klar! Dein Vater sitzt in irgendeinem Café um die Ecke, genehmigt sich ein Katerfrühstück und liest sich dabei an deinen Jugenderinnerungen fest.»

«Ich habe es ihm gegeben, damit er weiß, was ich getan habe und warum.»

«Das wird ihn sicher interessieren.»

Ich ging zurück in den Korridor und machte Anstalten, die Wohnung zu verlassen. Schließlich hatte ich heute noch einiges vor.

Doch Theo schüttelte energisch den Kopf und wirkte auf einmal so aufgelöst wie die Tablette in seinem Glas. «Das würde er niemals tun", sagte er. «Nie!»

«Was?»

«Einfach so zu verschwinden.»

«Theo, ich weiß nicht, wie lange du wach bist, aber er kann höchstens ein paar Stunden weg sein. Kein Grund also, sich Sorgen zu machen.» Ein Blick in das Schlafzimmer ließ jedoch leichte Zweifel an meinen eigenen Worten aufkommen.

«Er würde niemals das Bild von meiner Mutter auf dem Fußboden liegen lassen.»

«Worauf willst du eigentlich hinaus?»

Theo schluckte den letzten Rest der aufgelösten Tablette und sagte voller Überzeugung: «Er ist nicht freiwillig gegangen.»

«Ehrlich gesagt, weiß ich noch immer nicht, was du damit sagen willst.»

«Dass er entführt wurde! Das ist doch offensichtlich.» Langsam wurde er ungeduldig. Eine solche Begriffsstutzigkeit hatte er von mir wohl nicht erwartet.

«Von wem und weshalb?»

«Von den Leuten, die etwas dagegen haben, dass mein Buch erscheint und dass ich wieder auf freiem Fuß bin. Da hat jemand unwahrscheinliche Angst. Oder glaubst du, es ist Zufall, dass so etwas passiert – einen Tag, nachdem ich entlassen wurde?» Indem er wieder den Kopf schüttelte, beantwortete er seine Frage gleich selbst.

Theos Entführungsthese schien mir zwar ganz in der Tradition paranoider Verschwörungstheorien zu stehen und durchaus etwas mit den geistigen Getränken zu tun zu ha-

ben, die er gestern zu sich genommen hatte. Trotzdem versuchte ich pro forma darauf einzugehen. Was tut man nicht alles für seinen besten Freund.

«Ich weiß zwar nicht, was du geschrieben hast, aber es muss schon ziemlich brisant sein, wenn im Vorfeld Schlafzimmer durchwühlt und Leute entführt werden.»

«Sie wollen mich unter Druck setzen. Bislang hatten sie nichts in der Hand, aber nun ...»

Sie! Ich hatte es befürchtet. 3. Person Plural – bevorzugt verwendet von Leuten, denen der sanfte Kuss der Paranoia den Geist verwirrt hatte!

«Wen hast du denn eigentlich konkret in Verdacht?», fragte ich vorsichtig.

«Diese Arschgeigen können was erleben!», erklärte Theo aufgebracht, statt einer Antwort. «Mein Vater hat genug durchgemacht in seinem Leben. Das ist nicht fair, dass er auch noch Rechnungen bezahlen soll, die ich mit ein paar Idioten in dieser Stadt offen habe.»

«Wie wär's, wenn du erst mal einen Kaffee kochst und mir genau erzählst, worum es eigentlich geht?»

## Ende der Leseprobe